



Die Familie August Koch, Verden

Von Stadt-Oberinspektor Carl Meyer-Verden.

Der hochweise und wohlgelehrte Herr Koch, Kanzler des Herzogtums Bremen, hatte einen Sohn Caspar Friedrich Koch, der erst Amtmann in Ottersberg war, dann 1653 Bürgermeister des Süderendes Verden wurde. Dieser hatte einen Sohn namens Friedrich, der von einem schwedischen Minister dem Magistrat in Verden bezw. dem Stadtsyndikus daselbst als fähiges Subjekt für den Verwaltungsdienst warm empfohlen war. Der Magistrat nahm Friedrich Koch 1668 als Stadtsekretär an, und die Folge waren heftige Beschwerden der Bürgerältesten, die darauf hinwiesen, daß nach Einrichtung des Syndikats — 1599 — für einen Stadtsekretär kein Platz mehr da sei. Ergötzlich ist auch, nach den Akten festzustellen, wie gegen Koch persönlich aus Anlaß von Rangstreitigkeiten von den Bürgerältesten vorgegangen wurde. Koch fühlte sich als Stadtsekretär zwischen den Magistratsmitgliedern und den Bürgerältesten, den „vornehmen“ Bürgern, stehend. Er konnte geltend machen, daß er von Vaters und Mutters Seite aus einer wirklich vornehmen Familie stammte. Außerdem besaß er ein großes schönes Haus, in dem in Kriegszeiten die höchsten Offiziere logierten. Es waren die beiden Häuser in der Grünen Straße, die jetzt im Eigentum der freien lutherischen Gemeinde stehen. Auch sonstigen Grundbesitz hatte er vermöge Meierrechts, wie das damals in den Familien der Ratsverwandten etwas Selbstverständliches war. So hatte er nicht nur $\frac{1}{2}$ Hufe Land, „so zu dem abgestandenen Capitull St. Andreae gehörig gewesen“, von seinen Voreltern übernommen erhalten, sondern auch aus gleichem Erbgang eine ganze Hufe, die der Domschikarie St. Catharinae zuständig war. Der Streit wegen seiner Ansetzung in den städtischen Dienst wurde 1675 gegenstandslos, als Koch in den Rat gewählt wurde. 1683 wurde er Bürgermeister von Verden, dann auch Landrat des Herzogtums Verden. Er hat der Stadt 49 Jahre gedient. Aus seiner 1700 geschlossenen Ehe mit Margarete, des Dompastors Philipp Wagner in Bremen Tochter, (anscheinend war Wagner später Verdener Dompastor; ein solcher war nämlich im Dome beigelegt,) stammt Conrad Friedrich Matthias Koch, geboren 1701, welcher in Jena Jura studiert hatte. Im Jahre 1721, als er zum Stadtsekretär gewählt war, wiederholten sich die gleichen Streitigkeiten zwischen Magistrat und Bürgerältesten. Doch wurde der Sache die Spitze abgebrochen, als Koch, erst 22-jährig, als Senator gewählt worden war. Dann kam der gleiche Aufstieg, wie ihn sein Vater genommen hatte: 1731 Bürgermeister und Landrat. Verheiratet war er mit Philippine Augusta, Tochter des Amtmanns Johann Friedrich Vogelsang in Lindau, Anhalt-Zerbst. Von den Nachkommen interessiert nur Carl Friedrich Koch, geboren 14. 7. 1727, der als Premierlieutenant in dänischen Kriegsdiensten stand und den väterlichen Besitz in der Grünen Straße, belegen zwischen von Schlegelgrell und dem Schatzrat Schancke, 1762 an den Senator Münchmeyer verkaufte. (Von Landrat Münchmeyer kaufte die Häuser 1876 die Gräfin Reventlow.) Eine Tochter von Carl Friedrich Koch war die 1760 geborene Philippine Caroline Friederike Dorothea.

Nun müssen wir wieder zurückgehen, um eine andere Familie Koch kennen zu lernen. Im Jahre 1697 heiratete hier ein Kaufmann Christian Koch, Sohn von Nikolaus aus der Grafschaft Ravensberg, Margarete, die Tochter des Ratsverwandten (1702 Bürgermeister von Verden) Hermann Meyerhoff. Koch wurde Senator, ebenso sein gleichnamiger Sohn. Dieser dankte 1757 ab, als sein Bruder, der Advokat H. W. Koch, vom Senator zum Bürgermeister aufrückte. Damals gab es noch einen anderen Bürgermeister des Namens, den Landrat C. F. M. Koch. Der Enkel Christian Kochs, auch Christian geheißen, Kaufmann in Verden, war 1790 Bürgerältester und Jurat der St. Nikolaskirche, 1795 auch Aeltermann des Wandschneideramts; er heiratete die obengenannte Caroline Koch. 1796 pachtete er den Ratskeller.

Der Bürgerälteste Koch muß ein sehr intelligenter und ordnungsliebender Mann gewesen sein. Er verfertigte ein Register von 146 Aktenstücken, die er besaß: städtische Papiere, Familiendokumente und dergl. Darunter befanden sich ein „Regulativ wegen 400 Colonisten, so den 21. 5. 1756 (aus unserer Gegend!) nach Neuengland (Amerika) gegangen waren“; die Punktation eines Meierbriefs, wodurch Magister Horn die Kochschen Lanten zu „überdüpeln“ gesucht; ein Rezept zum Raquetenmachen; von Zungenkrebs und Mittel dagegen; Freudenlied der Jünger Lavaters in Bremen und ähnliches mehr. Er starb zu früh, und seine Witwe überlebte ihn um etwa 40 Jahre.

Aus der Ehe Koch-Coch sind mehrere Kinder hervorgegangen. Hier interessieren nur Christian Friedrich, Dorette und Wilhelm.

Der Sohn Christian Koch erhielt 1813 den ehrenvollen Posten eines Adjutanten der Nationalgarde in Verden. Im selben Jahre tat er sich rühmlich im städtischen Interesse hervor, obwohl er keine öffentliche Funktion ausübte. Seine Tätigkeit, Umsicht und Entschlossenheit, wodurch er in jener traurigen und kritischen Zeit sehr viel gutes getan, veranlaßte seine Mitbürger, „laut ihm Beifall zu zollen und ihm innigsten Dank darzubringen“. Insbesondere ist es an dem Schreckentage des 16. 4. 1813, an welchem das französische Korps des Fürsten Neuf gegen die von Bentendorfschen Kosaken hier einzog, als der Bürgermeister gefangen gesetzt und die wieder eingesetzten hannoverschen Behörden flüchten mußten, sein auf Unerbittlichkeit beruhendes Verdienst gewesen, daß die Stadt glimpflich behandelt wurde und die beiden Allerbrücken erhalten blieben. Nach dieser Schreckenszeit besorgte er, von einflussvollen und gutgesinnten Männern dazu aufgefordert, zur großen Erleichterung der Fuhrdistrikte das Militärfuhrwesen und nahm sich in Abwesenheit des Bürgermeisters und dessen Stellvertreters der Stadtgeschäfte so sehr an, daß die Erhaltung der öffentlichen Ordnung ihm ganz vorzüglich zu danken war. Alles dies wurde 1817 vom Bürgermeister und Rat „pflichtmäßig laut verkündigt und bezeugt“. Im Jahre 1814 ernannte ihn der Vikkönig Adolphus Frederick zum Leutnant a la suite bei dem Verdener Landwehrbataillon. Das Patent ist adressiert an den „Herrn“ Christian Friedrich Koch. In den Nieder-

landen und in Frankreich stand er als aktiver Soldat 1814 und 1815 auch seinen Mann. In den Schlachten bei Quatre-Bras und Waterloo zeichnete er sich durch Entschlossenheit und Brau-
 vour aus. Der Generalmajor Best, Chef des 7. (Verdenschen) Infanterieregiments, beiseignigte dies dem zum Stabskapitain aufgerückten Christian Koch. 1826 mußte er den Dienst wegen rheumatischer Beschwerden verlassen. Er lebte nun in Groß-Hutbergen, von wo aus er für seine alte 1838 gestorbene Mutter die Ländereien bewirtschaftete. An Meierland besaß die Familie solches von St. Johannis, St. Nikolai und St. Georg. Die Kochschen Häuser in Verden sind nach und nach alle verkauft, so ein Haus an der Großen Straße, nördlich vor dem Rathause, das Körnersche Eckhaus Herrlichkeit, das früher weiter in die Straße hineinging, und das jetzt Wollstedtsche Haus an der Großen Straße, jetzt Nr. 73.

Das Familienleben in Groß-Hutbergen muß ein ideales gewesen sein nach den rührenden Tagebüchern der Schwester Dorette. Nach Verden ließ Christian sich durch seinen Bruder Wilhelm, der geisteschwach war, oft fahren. Der Verkehr beschränkte sich auf die ländlichen Familien Klüver, Kedenburg, Clasen, Jünemann und Dunker, namentlich die erstere, die des Pastor Goldbeck in Linteln, sowie auf die städtischen Familien Dr. Lange und Dr. Wallis. Einige Tagebuchproben: „1843 Vinat Geburtstag! Den 31. Mai wurde mein lieber Bruder Wilhelm geboren. Womit mache ich ihm eine kleine Freude? Mein Geldbeutel ist leer. Er hat so manches nötig. Nur für sein Heil kann ich beten. Erhöre es, mein guter Gott. Schenke ihm in diesem Jahre die so schätzbare Gesundheit. — Die Klüvern bei mir vorgesprochen. Sie besuchte die Dunkern. Ich versprach, auch nachzukommen und wir verschnackten so zusammen 3—4 Stündchen. Wilhelm holte uns wieder ab. Ach Gott, kann ich wohl vergnügt sein!“

Auch gefühlvolle goldumrandete Stammbuchverse sind noch da, 1794 von Herrn N. J. Lahusen-Bremen, 1795 von Sophie Potten-Wechold, 1806 von Amalie Spindler-Weiden, 1808 von Henriette Zeidler-Verden und Hannchen Koch-Bremen, 1809 von E. von Halle-Hamburg und 1814 von Wilhelmine Luise Brune-Bremen.

Der Dom wird von Dorette Koch wie folgt besungen: „Ehrwürdiges Denkmal uralter Zeiten, Zierde von Verden, heiliger Dom. Kräftig trost du der Vergänglichkeiten. Oftmals zerstörte der Krieg dich ja schon. Doch ein Phönix entsteigt du dem Staube. Immer verschönert dich heiliger Glaube. Generationen schwinden und kommen. Du sahst zu. Christen zur Tugend hinweise und wenn der Erden Last sie entnommen, läufst du zum ewigen Frieden sie ein. Daß auch der Nachwelt es heilig bleibe, schmückten dich Denkmale christlicher Liebe. Sind dir auch viel dieser Zierden genommen (Domrestauration 1829), mißt man auch manches, das gern man sah, hast die im ganzen doch dabei gewonnen, edel und einfach schön stehst du jetzt da; wirft du, so Gott will, noch lange stehen. Mit dieser Hoffnung wir stets auf dich sehen. Glaube, Liebe und Hoffnung vereine in deinen Hallen noch späte Geschlechter. Wer die drei Himmlichen nicht besitzt, weine. Du bist kein Asyl dem Gottesverächter. Nur der dich mit Freude und Liebe erschaut, der fest auf den himmlischen Vater vertraut.“

Von den drei unverehelichten Geschwistern lebte am längsten der geisteschwache Wilhelm. Der Hauptmann ist in Verden gestorben. Der letzte der Familie war der „alte Koch“ mit Vornamen August.

Auf die Verzweigungen der Familie bin ich nicht eingegangen.

Mit den Namen Koch und Koch ist ein Stück Geschichte Altverdens verknüpft.

Die urgeschichtliche Abteilung des Verdener Heimatbundmuseums

Von Hermann Bente, stud. theol.

Erst sehr spät hat sich das Bewußtsein geregigt, daß wir auch Kulturgeschichte für die Zeiten treiben können, aus denen uns keinerlei schriftliche Quellen überliefert worden sind. Im 19. Jahrhundert erst wurde die „Wissenschaft des Spatens“ zur Urgeschichtsforschung ausgebaut und zeigte der staunenden Menschheit, wie hoch die Kultur der „geschichtslosen“ Völker nicht nur zu Zeiten Cäsars und Tacitus', sondern auch in derart ferneren Zeiten war, mit denen bisher niemand gerechnet hatte. Es hat sehr lange gedauert, bis sich diese junge Wissenschaft durchsetzen konnte. Doch heute werden ihre Ergebnisse allgemein anerkannt.

Zunächst wurden die als „Kuriositäten“ ausgegrabenen Gegenstände von fürstlichen oder privaten Einzelpersonen aufbewahrt. Aus solchen „Karitätenkammern“ sind die ältesten unserer Museen entstanden. Bis vor kurzer Zeit galten sie nur als Archive zur Aufbewahrung der Funde. Erst neuerdings hat eine Bergung eingesetzt, die sie zu Volksbildungsstätten machen will. Und so enthält auch das „Verdener Heimatbundmuseum eine urgeschichtliche Abteilung, um die Besucher mit den neuesten Ergebnissen der heimatischen Urgeschichtsforschung bekannt zu machen und sie ihre Heimat kennen und lieben zu lehren. Denn „turpe est in patria vivere et patriam ignorare“ d. h. es ist eine Schande, in Vaterlande zu leben und es trotzdem nicht zu kennen.

Die Sammlung der von urgeschichtlichen Menschen bearbeiteten Werkzeuge im Museum beginnt erst mit der jüngeren Steinzeit, doch haben sicherlich schon früher in unserer Heimat Menschen gewohnt. Allerdings ist es ziemlich gewagt, wenn nicht sogar ganz unmöglich, einen Fund aus diluvialen Sanden der verflorenen Erdperiode im Alter bestimmen zu wollen. Denn aus dieser Zeit ist fast jedes Stück seiner natürlichen Lagerung durch gewaltige Bodennumwälzungen entrissen worden. Anders verhält es sich dagegen bei Auffindungen in unserem Süßwasserkalk oder Mergel. Er wuchs in dem milden Klima der letzten Zwischenzeit in riesigen Strubellöchern, die abschmelzende Gletscher der vorletzten „Glazial“-Periode entstehen ließen. Wasserpflanzen bildeten allmählich auf dem Teichgrunde eine Schilftorfschicht. In solch einer Moorschicht verunglückte auch der Ahtzehnder, dessen Geweih noch im

Museum aufbewahrt wird. Dieser prächtige Zeuge vergangener Zeiten und die Reste von Mammutskelletten sind die herrlichsten Stücke, welche wir hier aus der Zeit haben. Ebenso hält der Mergel Knochen vom Hirsch, Wildpferd und Rind fest umschlossen. Haselsträucher, Hainbuchen, Linden, Eichen und Kiefern umjäumten die Wasserbecken. Ihre Früchte blieben zahllos im Kalkschlamm erhalten. Selbst einige Zweige kommen jetzt plattgedrückt ans Tageslicht zurück. In diesem Mergel will Professor J. Stoller, wie er 1909 im Jahrbuch der Königl. Preuß. Geologischen Landesanstalt berichtet, bei Neddenaverbergen Spuren des Urmenschen festgestellt haben. Er fand nämlich zerbrochene Röhrenknochen, namentlich zwei in der Mitte des Schafes durch einen kräftigen Schlag splitterig zerbrochene Tibien (Schienbeine), die zwei verschiedenen Individuen der Gattung Cervus (Hirsch) angehören. Auf Grund dieses Fundes glaubt er auf das Vorhandensein diluvialer Menschen in unserem Gebiete schließen zu können. Die Knochen seien nicht durch die Wasserströmung an ihren Platz gekommen, denn dann hätten sich Spuren von mitgerissenem Sand und Geröll zeigen müssen, sondern seien von Menschen in den Teich geworfen worden, nachdem sie sie vorher zerbrochen hätten, um das Mark herauszunehmen. Doch m. E. ist dies noch kein voller Beweis für die Anwesenheit diluvialer Menschen. Mir scheint ein anderer Fund, den wir im letzten Jahre machten, bedeutend wichtiger zu sein und, falls sich unsere Vermutungen bestätigen sollten, einen viel besseren Beweis zu bringen. Wir fanden an der Südostwand der Mergelgrube in Lehringen bei Neddenaverbergen drei Holzgegenstände. Der erste aus Eichenholz ist an beiden Enden roh behauen, mit einem kräftigen Dorn im Keulenkopf und scheint eine Keule gewesen zu sein. Die Länge beträgt 54 cm. Die Stärke läßt sich nicht genau mehr feststellen, da die Keule durch jahrtausendelange Belastung von 2,50 m Mergel, Moor und Sand plattgedrückt ist. Das zweite Stück aus Kiefernholz hat die Form und Stärke eines gebeugten Armes. Das dritte zeigt deutlich, wie es abgeknitten wurde. Man drückte die Krone zur Erde nieder und zerschnitt im Spannungswinkel mit einem einfachen Stein oder einem Steinmesser die Holzfasern. Nun ist die Aufgabe der Wissenschaftler festzustellen, ob diese Gegenstände wirklich

von Menschen bearbeitet sind, um dadurch die Anwesenheit des Urmenschen zur Zeit der Mergelbildung endgültig zu beweisen. Daß damals das Klima dem Menschen günstig war, zeigen die Reste von Fichten, Riefen, Birken, Erlen, Haselnuß, Rohr und Kiefern, Bruchstücke einer einftigen „üppigen Flora“. Außerdem lebten hier bereits viele Tiere, die jetzt teilweise ausgestorben sind. So z. B. Mammut, wollhaariges Nashorn, Bison, Auerochs, Wildpferd, Höhlenlöwe, Riesenhirsch, Hirsch, Reh, Wolf, Biber und Sumpfschildkröte. Von Fischen sind in interglazialen Schichten Flußbarsch, Karpfen und Hecht durch Abdrücke in Gesteinen nachgewiesen worden.

Unbedingt sichere Funde, die von menschlicher Tätigkeit zeugen, liegen erst aus der mittleren Steinzeit vor, etwa aus der Zeit 10 000—6000 v. Chr. Nach langem Forschen entdeckte Herr Holste bei Hohenaberbergen mesolithische Feuersteingeräte. In der Folgezeit hat dieser Fundplatz viele Stücke, teilweise sogar in hervorragend schöner Ausführung, geliefert. Zuerst fand er einen Flintschaber von der Form und Größe eines Daumennagels. Trotz vielen Suchens haben wir über 4 cm lange Messer und Späne noch nicht entdecken können, aber zahlreiche bis 1,5 cm lange und 0,5 cm breite Messerchen. Sie leiten uns zu einer zweiten größeren Gruppe eigenartiger Kleingeräten über, zu den längsschneidigen Pfeilschneidern. Die auf diesem Fundplatz zahlreich zu findenden Spitzen haben sicherlich in einem dünnen Schaft die Pfeilschneiden dargestellt. Einige natürliche Feuersteinplitter sind garnicht bearbeitet worden, sondern nur die beiden Flächen sind oberhalb der Basis abgestumpft, damit die Sehne nicht durchgeschnitten wurde, die die Spitze im Schaft festhielt. Eine andere Art Pfeilschneidern sind die querschneidigen. Ihre Bedeutung dürfte kaum erkannt worden sein, wenn nicht drei solcher Spitzen — davon eine in einem dänischen Moore — gefunden worden wären, an die noch ein Stück eines Pfeilschaftes festgebunden war. Ebenfalls wurden in einem Büffelskopf, welcher jetzt im Kopenhagener Museum aufbewahrt wird, drei festgestellt. Die Gefährlichkeit dieser kleinen „Ferro-“ bestand in der breiten Schneide und den gerauten Seiten, durch die bei dem angeschossenen Wild starke anhaltende Blutungen hervorgerufen wurden. Vorbedingung für eine gute Pfeilschneide war ein dünner gleichmäßiger Feuersteinplan mit haarstarker Schneide.

Schwieriger ist die Herstellung größerer kunstvoller Feuersteingeräte. Die Bearbeitung der Mikrolithe vom oben beschriebenen Fundplatz zeugt nicht von allzu hoher Kunstfertigkeit. Viele Stücke sind nicht bergfrisch verwandt, wie es eigentlich nötig ist, um schöne Geräte zu erhalten, sondern nachdem sie bereits lange der Sonne ausgesetzt waren. Sonst müßten auch die Arbeitspuren von einer stärkeren oder schwächeren Patina überzogen sein. Im allgemeinen wurde sonst nur bergfrischer Flint oder Feuerstein zur Herstellung von Gebrauchsgegenständen benutzt, weil er sich regelmäßiger spalten läßt. Nicht der bläulich-weiß schimmernde unserer Leder, den Sonne und Frost schon halb zerstörten, der beim Schlag splitterig und formlos zerbricht, sondern nur der bergfrisch verarbeitete bot die Gewähr, Kunstwerke zu vollenden, wie sie als Dolche von Kohlenförde oder Groß-Eilstorf im Verdener Museum aufbewahrt werden. Der erstere ist ein sogenanntes Feuersteindolchblatt (Nr. 138) und ist vielleicht geschäftet gewesen, um so besser als Waffe dienen zu können. Der andere (Nr. 2112) zeigt die ausgesprochene Griffdolchform, die am Ende „ausladet“ und ist ebenso symmetrisch geschlagen wie das Dolchblatt. Als begehrtes Handelsgut wird mancher Feuersteinknollen oder Langsplitter in unseren Kreis gelangt sein von Klagen her oder anderen Plätzen, wo solcher im Bergbau gewonnen wurde. Ihre Zubereitung zu kunstvollen Gebrauchsgegenständen und Waffen erforderte große Sachkenntnis und langjährige Erfahrung. Wenn der natürliche Feuersteinkern, Nucleus genannt, einen hinreichend starken Schlag erhält, der senkrecht auf eine unebene Fläche und nicht nahe an ihre Kante fällt, so wird er meistens in unregelmäßige Stücke zerpringen. Wird dagegen schräg gegen die Fläche und nahe an ihre Kante geschlagen, so wird sich je nach den Umständen ein dickerer oder dünnerer Span mit scharfen Rändern und einer glatten oder leicht gewellten Spaltfläche ablösen. Durch Abtrennen derartiger Splitter von der Oberfläche des Stückes wurden die Feuersteingeräte hergestellt. Allmählich nahmen sie die beabsichtigte Form an, indem die überflüssigen Teile entfernt wurden. Solche Abfälle liegen massenweise an allen Stellen, wo die Bevölkerung der Steinzeit wohnte und sich aufhielt. In unserer Heimat sind die bekanntesten Werkplätze bei Luttum, Halsmühlen und Osterfen (zeitlich geordnet), welche der mittleren Steinzeit angehören. — Oft wurde jedoch das Gerät nicht in dieser Weise aus dem ganzen natürlichen Feuersteinkern aus-

gehauen, sondern man schlug zuerst ein kleineres Stück in gewissen bestimmten Formen ab, das darauf einer weiteren Bearbeitung unterzogen wurde. Dies Verfahren fand besonders häufig in der älteren Steinzeit statt. Der Kern wurde zunächst einigermaßen zurechtgeformt, indem man die vorspringenden und unbrauchbaren Teile entfernte und ihm eine oder mehrere ebene Flächen gab, auf die dann der Schlag sicher und wohl berechnet fallen konnte. Von einem derartig behauenen Stücke, dem Block, wurden dann teils Scheiben, flache, schwere und rundliche Feuersteinstücke, teils Späne, lange und schmale, verhältnismäßig dünne Blätter abgeschlagen. Bei beiden Arten von Abspaltungen ist die eine Seite eine glatte Bruchfläche, hervorgebracht durch den letzten Schlag, der das Stück vom Block trennte, die andere Seite bildet entweder die unebene und massige Außenfläche des Nucleus oder sie zeigt Spuren von vorhergegangenen, mehr oder weniger regelmäßigen Abspaltungen. Am Rande der Scheibe und an dem einen Ende des Spans befindet sich eine „dicke Partie“ mit einer kleinen glatten Fläche, der „Schlagsfläche“, die ein Teil der hergerichteten Seite des Blockes ist, auf die der Schlag fiel. Unterhalb derselben sehen wir eine abgerundete Erhöhung, die Schlagbeule oder Zwiebel. Ein stärkerer Schlag, durch den eine Scheibe oder ein Span abgelöst wird, bringt immer eine solche Schlagzwiebel hervor, die oft von Streifen, die dem Umkreis der Beule folgen, umgeben ist. Auf diese Weise stellten die Urmenschen herrliche Dolche, Beile, Äxte und so weiter aus Feuerstein her. Nur wer selber einmal versucht hat, aus diesem harten Stein ein Gerät zu verfertigen, kann ermessen, wie schwierig solche Arbeit gewesen sein muß. In unserem Museum sind die ältesten Beile aus der jüngeren Steinzeit. Vielleicht ist aber eine sogenannte Walzenart bereits aus der mittleren Steinzeit. Doch da die näheren Fundumstände unbekannt sind, läßt sich dies nicht mit Bestimmtheit behaupten. Sie diente wahrscheinlich zum Lockern des Ackerbodens. Die übrigen Beile zeigen bereits den Feuersteinschliff, der im Mesolithicum und Paläolithicum noch unbekannt war. Dieses Schleifen bedeutete einen ungeheuren Fortschritt. So konnte z. B. ein Fichtenstamm von 17 cm Durchmesser mit einem ungeschliffenen Beile in 7 Minuten und mit einem geschliffenen bereits in 5 Minuten gefällt werden. Auch S. Müller berichtet davon, wie vortreffliche Arbeitsgeräte die Feuersteinbeile waren: von Scheitern ist dies praktisch bewiesen worden, der im Garten seines Hofes in Broholm auf Fünen ein Blockhaus unter ausschließlicher Benutzung von Steingeräten erbauen ließ. In 10 Arbeitsstunden fällt er mit einem Steinbeil 26 Fichten von ungefähr 8 Zoll Dicke. Unsere Beile sind sogenannte „dicknackige“, weil das der Schneide entgegengesetzte Ende „dick“ gehalten ist, im Gegensatz zu den älteren „spinnackigen“ (6000 bis 3000 v. Chr.) und den „dünnackigen“ (3000—2500 v. Chr.). Sie gehören der Zeit von ungefähr 2500—2000 v. Chr. an. Doch ist ganz sicher das unter Nr. 3129 ausgestellte Beil kein dicknackiges, sondern ein spinnackiges, bei dem nur das der Schneide entgegengesetzte Ende abgebrochen ist. Die Schneide ist geschliffen und die Breitseite ein wenig gewölbt. Während bei den dicknackigen Beilen die Längsseiten breit gehalten sind, sind sie bei diesem spitz. Das Schleifen geschah in drei Arbeitsstufen. Auf einer harten Granitplatte wurde das Stück zuerst mit Kies und Wasser grob vorgeschliffen. Der zweite feinere Schliff erfolgte auf einem feinförnigen Sandstein, wobei oft nur die Schneidpartien besonders glatt und blank gearbeitet wurden. Der dritte wurde auf einem Wechstein vorgenommen, welcher aus Schiefer bestand, und gab eine hochglänzende „Politur“. Solche Feuersteinbeile waren in keulenförmigen durchbohrten Stielen so geschäftet, daß die Klinge einfach in diesen eingesetzt war. Wir kennen einen derartigen Holzstiel aus einem dänischen Moor, wo er durch die Säure erhalten wurde. Im Laufe der Zeit wurde die Bearbeitung des Steines eine andere. Man nahm anderes Gestein, das eine leichtere Bearbeitung und Durchbohrung zuließ. Früher wurde das Feuersteinbeil so in den Schaft gesetzt, daß das Holz das Beil vollständig umfaßte, daß Schneide und Nacken aber frei waren. Durch Verschnürung mit Bast, Leder oder Schnur und durch Pech wurde das Beil haltbar befestigt. Bedeutend einfacher war natürlich die Schäftung bei den durchbohrten Streit- und Arbeitsäxten und bei den Hacken. Da der Feuerstein zu spröde ist, um eine Durchbohrung zuzulassen, mußte anderes Gestein, und zwar Felsgestein genommen werden. Durch das Material war auch eine andere Form bedingt, welche sich von derjenigen der Feuersteinbeile unterscheidet. Auch fehlt ihnen die messerscharfe Schneide. Diese Geräte wurden nicht geschlagen, sondern mit Hilfe eines Feuersteins aus einem Block herausgeschnitten. Danach wurde das Loch

gebohrt. Das war leichter, als mancher denkt. Leider ist uns keine vollständige „Bohrmaschine“ erhalten geblieben. Doch aus gefundenen Bruchstücken und durch Beobachtungen primitiver Völker Australiens und Afrikas können wir solche noch wieder herstellen. Nr. 1580 ist eine solche durchbohrte Arbeitsart aus Felsgestein mit Vollbohrung. Die Hauptfläche bei diesen Bohrgeräten war der Bohrzylinder, wozu entweder eine weiche Holzart oder ein Knochen genommen wurde. Allerdings ist zum Durchbohren noch Schleifsand erforderlich. Hierzu eignet sich jeder grobkörnige Sand. Durch Druck auf den Zylinder dringen die Sandkörner in das Holz ein und reiben bei der Umdrehung den Stein ab. Wird eine weiche Holzart benutzt, so wird das Bohrloch konisch, weil die Ränder des Holzes sich stärker abnutzen. Mit einem Hollunderstab gebohrt, wird das Loch am Ein- und Ausgang gleich weit. Doch da in der Mitte, wo das Mark sitzt, der Stein nicht abgeschliffen wird, bleibt bei dieser Bohrung der Bohrkern übrig. Oft können wir bei Fundstücken auch die Beobachtung machen, daß die Art von beiden Seiten angebohrt ist. Da kommt es nämlich meistens vor, daß sich die beiden „Bohrkanäle“ nicht genau treffen. Zahlreich werden auch außer Steinbeilen, -Äxten und -Hacken andere kleinere Geräte aus Feuerstein, sogenannte Mikrolithe, gefunden. Ihre Herstellungsweise dürfte bei Erwähnung der Fundplätze aus mesolithischer Zeit hinreichend erklärt sein. Es handelt sich hierbei besonders um Schaber, Messer, Pfeil- und Lanzenspitzen, Psfriemen und Bohrer. Die Schaber oder Kratzer wurden zum Säubern von Tierfellen und zum Glätten von Holzstücken benutzt. Die Stichel und Bohrer brauchte der Urmensch zum Durchbohren der Felle und Weilschäfte. Fälschlicherweise ist das unter Nr. 3554 ausgestellte Stück als „großer Schaber“ bezeichnet worden. Es handelt sich hier aber deutlich erkennbar um ein sogenanntes Kernbeil mit geschliffener Schneide; es ist also, wie der Name schon sagt, aus einem Kern herausgeschlagen worden.

Durch die wechselnden Formen der Steinbeile in den Jahrhunderten ist es dem Forscher möglich, die Grabstätten, in denen solche gefunden werden, zeitlich festzulegen. Da die Grabformen das am klarsten hervortretende „Kulturmoment“ in der jüngeren Steinzeit darstellen, sind sie auch für eine weitere Gliederung des Neolithicum mit grundlegend gewesen. Die aus gemauerten Felsblöcken errichteten Riesensteingräber werden in Dolmen, Ganggräber und Steinkisten eingeteilt. Die Dolmen bestehen meistens nur aus vier Wandsteinen mit einer darüber gelegten Deckplatte. Die Ganggräber sind bedeutend größer, haben mehrere Decksteine und an einer der Breitseiten einen Eingang. Die Steinkisten stehen ihrer Größe nach zwischen den beiden ersteren. Auch sie haben mehrere Deckplatten, doch fehlt ihnen der Eingang. „Solche „Steindenkmäler“ sind bei uns sehr selten. Wo einige vorhanden waren, sind die Steine zum Straßenbau zerprengt und die Anlagen zerstört worden. Der Lage nach soll ein Steindenkmal früher vor Hohenaverbergen auf dem hohen Geestufer zwischen diesem Orte und Wittlohe gestanden haben.“ (F. S. Müller: „Vor- und frühgeschichtliche Altertümer der Provinz Hannover“, 1893). Bekannt sind jedoch die „Sieben Steinhäuser“ bei Falingbostel. Sie gehören zur Reihe der Ganggräber (4000 bis 3000 v. Chr.). Allerdings sind nur noch fünf vorhanden. Diese Megalithgräber, wie sie auch genannt werden, wurden nicht aus Angst vor den Verstorbenen errichtet. Noch heute ist auf dem Lande teilweise die Furcht vor den Toten groß. Die Hinterbliebenen glaubten, der Verstorbene würde nach dem Tode noch häufiger wiedererscheinen, um an ihnen für irgend ein erlittenes Unrecht Rache zu nehmen. Daher wurde er in riesigen Steinkammern beigesetzt, damit ihm dieses unmöglich war. In Süd- und Mitteldeutschland wurde er in der Steinzeit derartig gefesselt, daß Beine und Arme eng an den Körper geschnürt wurden. Finden wir solche Gräber, so sehen wir die Bestatteten in einer merkwürdigen Stellung, die diesen Grabstätten den Namen „Hockergräber“ gegeben hat. In diesem Sinne sind die riesigen Steinbauten zu erklären.

Viele Menschen waren erforderlich, um die großen Findlinge herbeizuschaffen und zusammenzubauen. Wir gehen deshalb wohl in der Annahme, daß bereits in der Steinzeit größere feste Siedlungen bestanden haben, nicht fehl. Dies wird auch noch durch die Funde in den „Sieben Steinhäusern“ bestätigt. In dem einen Grab fanden sich Bruchstücke von nicht weniger als 15 Schädeln. Es handelt sich also um Erbegräbnisse. Sollte ein Toter bestattet werden, so wurden einfach die Gebeine des vorigen beiseite geschoben. Neben die Leiche wurden die Beigaben gelegt: Waffen, Schmucksachen und Gefäße. Letztere waren dazu bestimmt, Speise und Trank für den Verstorbenen zur Verzehrung aufzunehmen; es sind nicht,

wie oft fälschlich geglaubt wird, Tränentrüglein. Die Verzierungen dieser steinzeitlichen Tongefäße in Niederdeutschland sind alle mit einem oder mehreren nebeneinander gehaltenen Holzstäbchen in den getrockneten Ton tief eingestochen worden. Dieses Verfahren hat der ganzen Gruppe die Bezeichnung „Tiefstichkeramik“ eingebracht. Bei der Ausgrabung 1924 wurden Beigaben aus der Steinzeit wie auch aus der Bronzezeit gefunden. Es müssen also längere Zeit Menschen in der Nähe dieser Gräber gewohnt haben. Das war auch teilweise durch den Ackerbau bedingt, der hier damals bereits getrieben wurde. In tiefstichverzierten Gefäßen fanden sich verbrannte Getreidekörner. Wahrscheinlich hatte die Töpferin den Platz, auf dem sie ihre Töpfe herstellte, nicht ganz sauber gefegt, und einige Körner wurden in den weichen Ton gedrückt. Beim Brennen verkohlten sie und konnten so Jahrtausende überdauern. Die einzelnen Getreidearten lassen sich noch genau feststellen. Der Ackerbau der Steinzeitmenschen ist also ein weiterer Beweis für ihre Seßhaftigkeit. Daraus geht natürlich noch nicht hervor, daß die Menschen bereits in Dorfgemeinschaften lebten, wie denn auch geschlossene Dorfanlagen im germanischen „Megalithgebiet“ noch nicht gefunden sind. Wie einige gefundene Mahlsteine zeigen, wurde das Getreide schon in jungeneolithischer Zeit zu Mehl verarbeitet. Brotfunde kommen aber nur da vor, wo solches durch Moor und Schlamm gut erhalten wurde. So viel ich weiß, ist bis jetzt in Norddeutschland nur einmal Brot nachgewiesen worden, und zwar von R. Schnittner in dem neolithischen Pfahlbau bei Bismar. Einen Mahlstein besitzen auch wir in unserem Museum. Die Oberfläche ist nach innen gewölbt, auf ihr wurde der sogenannte Läufer, ein kleinerer, meistens runder Stein zum Zerreiben des Kornes hin- und hergeschoben. Diese primitive „Mühle“ wurde in Halsmühlen gefunden. Da mir die näheren Fundumstände unbekannt sind, kann ich nicht genau sagen, ob der Mahlstein der jüngeren Steinzeit oder aber, was wahrscheinlicher ist, der Bronzezeit angehört. Daß schon in der Steinzeit Ackerbau betrieben wurde, ist durch Zufall zuerst von einem jütischen Lehrer 1894 bewiesen worden. Er fand in der Oberfläche eines urgeschichtlichen Tongefäßes ein verkohltes Weizenkorn und Abdrücke von anderen Körnern.

An Haustieren gab es im Neolithicum Hunde, Schafe, Ziegen, Schweine, Rinder, vielleicht auch schon das Pferd. Die Menschen wollten sich von den oft zweifelhaften Ergebnissen der Jagd unabhängig machen und gingen deshalb dazu über, Wildtierrassen zu zähmen. Das erste Haustier ist wohl die Heidschnucke. Infolge des warmtrüben Klimas waren nämlich Heidesteppe vorhanden. Der Grundwasserstand hatte sich erheblich gesenkt, und durch Wassermangel fiel also die Fischerei als Erwerbsquelle aus. Die Jagd war auch nur dann ertragreich, wenn größere Grasfluren üppig gewachsen waren. So mußte infolgedessen der Steinzeitmensch, wollte er hier leben, sich notgedrungen nach anderen Nahrungsquellen umsehen. Auf diese Weise führten die veränderten klimatischen und die dadurch bedingten Bodenverhältnisse zu Ackerbau und Viehzucht. Die Lebensansprüche dieser Urmenschen sind also nicht so niedrig, wie im allgemeinen angenommen wird. Denn das Zähmen der Tiere, der Ackerbau und die Herstellung von Waffen und Gerätschaften zeugen doch von einer steigenden Kultur.

In der nun folgenden Kupfer- und Bronzezeit entwickelten die Menschen eine herrliche Kunst. Herrliche Prachtdolche legen ein Zeugnis davon ab. Wie der Name schon sagt, kam in dieser Zeit neben dem Feuerstein das erste Metall, nämlich das Kupfer, auf. Seine angeblichen Heimat der Insel Cypern hat es seinem Namen erhalten. In den Ostmittelmeerlandern wird es zuerst, und zwar durch Hämmern verarbeitet. Die Dolche und Beile aus Kupfer haben noch die für die Steinzeit typischen Formen. Allmählich aber paßt sich die Gestalt der Waffen und Werkzeuge dem Metall an. Doch das Kupfer ist zu weich, um die Steingeräte zu verdrängen. Als Schmuck ist es sehr beliebt. So finden wir Nadeln, Arm- und Halsringe aus dieser Zeit von 2000—1800 v. Chr.

Ein Kulturfaktor beginnt das Kupfer erst zu werden, seitdem um 1800 v. Chr. durch irgend einen Umstand seine Härtung durch Vermischung mit Zinn gefunden wurde. Wo diese Legierung, die bei uns aus 85—90 Teilen Kupfer und 10—15 Teilen Zinn besteht, zuerst vorgekommen wurde, wissen wir nicht. In der ältesten geschichtlichen Zeit Griechenlands war sicherlich bekannt, daß die Bronze ein paar Jahrhunderte vorher eine Hauptrolle in der Herstellung von Waffen und Gerät jeder Art gespielt hatte. Dieses zeigt sich ganz deutlich in den homerischen Gesängen (Helbig: „Das homerische Epos“).

(Fortsetzung folgt.)